



*O Stern und Blume, Geist und Kleid
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit
„Clemens Brentano“*

Georg Schmidt

Meine Gefangenschaft vom 24.08.1945 bis 29.04.1950

Verhaftung durch die GPU / NKWD:	24.08.1945
Amtsgericht Meerane:	bis 19.09.1945
Zuchthaus Chemnitz Kaßberg:	19.09. – 21.09.1945
Zuchthaus Bautzen (Gelbes Elend):	21.09. – 08.10.1945
Speziallager 1 des NKWD Mühlberg:	08.10.1945 – 07.02.1947
Transport nach Sibirien:	07.02. – 13.03.1947
Lager Anshero–Sudshensk:	13.03.1947 – 05.08.1949
Lager Nowokusnezsk (Sibirien):	05.08.1949 – Ende März 1950
Heimfahrt und Ankunft in Frankfurt/Oder:	27.04.1950
Entlassung aus dem Lager Frankfurt/Oder:	29.04.1950
Ankunft in Meerane:	30.04.1950; 06:00 Uhr

Inhaftierung durch die GPU in Meerane, Chemnitz, Bautzen und Mühlberg

Es ist ein großes Unterfangen, Dinge und Tatsachen zu beschreiben, die nun fast 50 Jahre zurückliegen. Dennoch ist es mir ein Bedürfnis und zugleich Verpflichtung, diese Aufgabe zu erfüllen, vor allem in Anbetracht derjenigen, denen es nicht vergönnt war, diese Zeit zu erleben, wo man frei und in aller Offenheit über die von Menschen an Menschen begangenen Verbrechen reden und schreiben kann.

Ich werde mich bemühen, das persönlich Erlebte ohne Emotionen darzulegen.

Es war ein schöner Augusttag im Jahre 1944. Ich hielt gerade meine Zeugnisse über die als Kaufmann abgelegte Handelskammerprüfung in den Händen und war stolz darüber, einen ersten wichtigen Abschnitt im Leben erfolgreich bestanden zu haben. Dies war eine vorfristig genehmigte Prüfung, die eigentlich erst ein Jahr später fällig war. Möglich war das, weil ich „Kriegsfreiwilliger“ war und zudem meine schulischen und praktischen Leistungen bei der Ausbildung dies zuließen.

Nun wartete ich auf meine Einberufung zum Militär. Freizeit hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt sehr wenig und so genoss ich den Sommertag auf meine Art. Beim Durchstöbern des Bücherschranks meiner Eltern fand ich das Buch „Das vergessene Dorf“ von Theodor Kröger. Der Autor beschrieb die Erlebnisse eines deutschen Kriegsgefangenen, der im 1. Weltkrieg nach Sibirien verbannt wurde. Das Buch faszinierte mich so sehr, dass ich zu jeder freien Zeit darin las. Dabei konnte ich damals freilich noch nicht ahnen, dass mir nur ein Jahr später Ähnliches widerfahren sollte.

Zur Vervollständigung muss ich noch erklären, dass ich Hitlerjugend-Führer und als Gefolgschaftsführer der Motor-Hitlerjugend in Meerane verantwortlich war. Meine Gefolgschaft hatte 120 Mitglieder. Es war vorwiegend meine Aufgabe, motortechnische Kenntnisse zu vermitteln und praktische Fahrstunden durchzuführen.

In Anbetracht der für Deutschland negativen Kriegsentwicklung und der damit verbundenen ständigen Bombenangriffe auf deutsche Städte wurden wir auch zu Aufräumarbeiten, z.B. in Chemnitz, eingesetzt. Dabei oblag es uns auch, Verletzte und Tote aus den Kellern der eingestürzten Häuser zu bergen. Der Altersdurchschnitt der eingesetzten Personen lag zwischen 14 und 17 Jahren. Es war alles sehr schrecklich und immer mehr grübelten wir über den Sinn des Krieges nach.

Ich wurde dann zwar nicht zum Militär eingezogen, jedoch kriegsdienstverpflichtet und an besonderen Brennpunkten eingesetzt, bspw. bei gefährlichen Kurierdiensten, bei der Beschaffung von Lebensmitteln oder der Unterbringung von Flüchtlingen.

Das Kriegsende erlebte ich in der Nähe von Bautzen, wo die ersten sowjetischen Panzertruppen durchgestoßen waren. Wir wurden mit wenigen Leuten sofort einer kämpfenden Truppe angegliedert. Barrieren wurden von uns errichtet und wir gelangten in die Kämpfe.

Von da konnten wir uns in Richtung Heimat absetzen. Dies war nicht ungefährlich. Wir sahen dabei viele sogenannte „Fahnenflüchtige“, die man einfach an Bäumen aufgehängt hatte. Das war für uns eine Warnung, von nun an besonders vorsichtig zu sein. Die Moral in der Bevölkerung sowie in den Truppen war logischerweise auf Null gesunken.

Am 20. April 1945 mussten sich viele auf dem Marktplatz von Bautzen eine Rede vom Reichspropagandaminister Goebbels anhören, der da noch von der sogenannten Wunderwaffe sprach und lauthals verkündete: „Berlin bleibt deutsch und Wien wird wieder deutsch!“ Keiner glaubte mehr daran.

Wir setzten unsere Flucht fort und erreichten Ende April Meerane, das bereits seit dem 15. April¹ von den Amerikanern besetzt war. Zwischendurch wurden wir in Oberlungwitz von den Amerikanern gefangen genommen und nach Verhören eingesperrt. Mir gelang mit zwei Freunden die Flucht. Dies war vielleicht ein großer Fehler. Mit großer Wahrscheinlichkeit wären uns viele spätere Qualen erspart geblieben.

Was wir nicht ahnen konnten, war die Tatsache, dass unser Gebiet von den Sowjets nach einem Tausch mit Teilen von Berlin besetzt wurde. Dies war von den Alliierten so beschlossen worden. Große Ängstlichkeit herrschte unter den Bürgern. Die überwiegende Zahl der Bürger bedauerte den Abzug der Amerikaner, obwohl keiner die Tragweite erahnen konnte.

Später erfuhr ich in der Gefangenschaft, dass von einer 50jährigen Besetzung gesprochen wurde. Es war für mich damals unfassbar, dass es nun nur noch ein geteiltes Deutschland geben würde.

1995 sind nun diese 50 Jahre um. Dank der großen Fluchtbewegung, die 1989 einsetzte und der Protestdemonstrationen in vielen Städten der ehemaligen DDR, kam alles ganz anders. Niemand hatte mehr an die Einheit unseres Vaterlandes geglaubt. Jetzt schaltete sich die Bundesregierung ganz aktiv ein und erzwang die Öffnung der Mauer. Der konsequente und unerschrockene Einsatz vieler Politiker ermöglichte die spätere Einheit. Namen wie Kohl, Genscher, Brand aber auch Gorbatschow bleiben dabei unvergessen und gehen in die Geschichte ein.

Die Monate seit der Besetzung durch die Sowjets begannen mit der sogenannten Säuberung und Enteignung von Besitzümern der Wohlhabenden, vor allem der Fabrikbesitzer. Dazu kann ich nicht allzu viel schreiben, da dies verstärkt erst im letzten Drittel des Jahres 1945 geschah. Wichtig für mich war, dass mein Vater aus der Tschechei entkommen konnte und meine Schwester ihre Verpflichtung zur Fliegerabwehr ebenfalls schadlos überstand. Von meinem Bruder fehlte jedoch jede Spur. Er war ebenfalls an der Ostfront – als 19jähriger. Es sollten weitere Jahre vergehen, bevor wir wieder voneinander hörten. Ich hatte inzwischen als Volontär bei einem guten Bekannten meines Vaters in einer Weberei Arbeit gefunden. Aber nicht lange! Es begannen die Verhaftungen von Jugendlichen. Es dauerte nur kurze Zeit und ich war ebenfalls dran.

Am 24. August 1945 wurde ich von einem GPU-Kommando von den Sowjets² von meiner Arbeitsstelle weg verhaftet. Ein Meeraner Polizist war ebenfalls dabei. Ich wurde sofort in das Meeraner Amtsgericht eingeliefert. Es war Freitagmittag gegen 11:30 Uhr – ein beginnendes Wochenende war voller Ungewissheit.

Vorbereitet war ich insofern, als meine Kameraden **Erwin Rösch** und **Werner Keller** bereits am 18.08.1945 verhaftet wurden. Aufkommende Fluchtgedanken verwarf ich

¹ Hinweis: In der Meeraner Ortschronik wird der 13. April 1945 als Datum für den Einzug der Amerikaner genannt.

² Hinweis: Gemeint ist die Geheimpolizei des [NKWD](#).

deshalb, weil dadurch meine Angehörigen gefährdet gewesen wären. Nun waren Tatsachen geschaffen, auf die ich mich einstellen musste.

Ich kam in eine Einzelzelle und konnte mit Mühe auf einige Häuser der Crimmit-schauer Straße sehen. Ich war zunächst schockiert, fasste mich aber bald und bereitete mich innerlich auf das Schlimmste vor. Der Tag verging mit Warten. Bei der Einlieferung war ich nur mit kurzer Hose und Hemd bekleidet. Gürtel und Schnürsenkel wurden mir abgenommen. Ansonsten hatte ich nichts bei mir. Vorsorglich bin ich die letzte Woche - nur mit dem Nötigsten ausgestattet - aus dem Haus gegangen.

Die Zelle war nur mit "Kübel" für die Notdurft, Waschschüssel, einem Tisch mit Stuhl und Pritsche samt Decke ausgestattet. Gegen 21 Uhr legte ich mich befehlsgemäß zum Schlafen nieder. Etwa eine Stunde später wurde ich unsanft geweckt und durch einen Posten zum Verhör zu einem Major der GPU gebracht. Er war im Nachbarhaus beim damaligen Ortsrichter **Kunze** einquartiert. Es war der Anfang der schlimmsten Zeit meines damals noch sehr jungen Lebens.

Viel hatte man schon von der GPU und deren Untaten gehört. Jetzt konnte ich mit eigenem Erleben die Brutalität kennenlernen. Nach den vorangegangenen Formalitäten zur Befragung meiner Person ging es mit den Vorwürfen gegen mich los. Mir wurde vorgeworfen, dass ich der Werwolf-Organisation angehöre und ich sollte nun meine begangenen Verbrechen erläutern.

Der sogenannte „Werwolf“, eine Untergrundorganisation, war angeblich vor Kriegsende zur Bekämpfung des Feindes im Landesinnern gebildet worden. Ich hatte zuvor noch nie etwas davon gehört und nun sollte ich dieser Organisation angehört haben.

Ich bestritt dies aufs Äußerste und zog mir den Zorn des Majors zu. Nun sollte ich auch noch Namen von Mitgliedern nennen. Ich blieb fest und nannte keine Namen meiner Kameraden, die ja auf die gleiche Weise verdächtigt wurden. Ich wurde stundenlang mit großer Wucht geschlagen, so dass ich fast das Bewusstsein verlor. Sogenannte Genickhandschläge, Nierenschläge und Schläge auf den Kopf wechselten miteinander. Der mit anwesende russische Dolmetscher beschwor mich förmlich, etwas zuzugeben. Er würde mich sonst totschiagen. Dann ergänzte er noch, dass ich ohnehin nach Sibirien käme, aber dann wenigstens gesund. Offensichtlich tat ich ihm leid. Ich schwieg dennoch weiter und bezog weiter Schläge. Ruhe hatte ich nur, wenn der Major zwischendurch eingeschlafen war.

Es wurden noch weitere Jugendliche verhaftet, denen man dasselbe vorwarf. Nun versuchte er uns gegeneinander auszuspielen. Wir waren ja alle getrennt und wussten nicht, was eventuell doch einer gesagt haben könnte. Schließlich musste doch einer die Unwahrheit ausgesagt haben, was uns belastete, denn auf einmal wusste der Major interne Dinge über die Hitlerjugend-Arbeit. Wir vermuteten, dass einer geplaudert hatte. So war es dann auch. Nur wenige Tage später wurde einer entlassen, dessen Vater Kommunist war und sicher auch Verbindung zu den Sowjets hatte. Für uns wäre es sicher besser gewesen, wenn dieser angebliche „Kamerad“ unsere Aussagen gestützt hätte. Es wäre ja die Wahrheit gewesen.

Die Tage vergingen mit Aufenthalt in der Zelle, kurzem Rundgang im Hof und nachts wurde ich weiter verhört und geschlagen. Der Major schrieb alles handschriftlich nieder und legte mir dann etwa zehn Seiten zur Unterschrift vor. In Sibirien erfuhr ich erst, was er alles zu meiner Belastung zusammen gelogen hatte. Mir wurde meine Akte dort von einem anderen Offizier vorgelegt. Ich widersprach aufs Heftigste. Zu meinem Glück kam ein älterer Offizier hinzu, der mir dann nach langer Aussprache

glaubte. Aber da war es bereits zu spät. Da war ich längst in Sibirien und insoweit hatte der Dolmetscher seinerzeit recht.

Zurück nach Meerane. Den Major hatte ich fast zur Verzweiflung gebracht und er beauftragte einen Leutnant, meine Unterschrift zu erzwingen. Er kam mit einer Reitpeitsche und schlug auf mich ein. Einmal überstand ich die Tortur, doch am nächsten Tag unterschrieb ich unleserlich und mit ohnmächtiger Wut. Es half alles nichts. Meine Kameraden hatten auch alle unterschrieben ohne Kenntnis der Dinge, die dort geschrieben standen. Erst nach der Wende haben wir erfahren, dass die Verhaftungswelle von den oberen Sowjetgewaltigen nach dem Kriegsende so festgelegt war. Mit dem Befehl: „Einweisung zur völligen Isolierung“ wurden diese Verhaftungen durchgeführt. Entsprechende Akten sind heute noch im Moskauer Staatsarchiv vorhanden. Einer unserer Mitgefangenen namens [Achim Kilian](#) war bereits in Moskau und hatte Akteneinsicht.

Einsam verbrachte ich die weiteren Tage in der Zelle. Wir hatten nichts zum Lesen und Schreiben, so dass man nur den ganzen Tag in Stumpfsinn verbrachte. Eines Tages fand ich beim Saubermachen einen Bleistiftstummel und einen kleinen Fetzen Papier. Irgendwie gelang es mir, das Gekritzelte auf die Straße zu bringen. Die Mitteilung kam tatsächlich bei meinen Angehörigen an. Sie schickten mir warme Kleidungsstücke, die ich dann auch später dringend benötigte. Positiv war, dass wir von zu Hause Essen empfangen durften. Meine Schwester versorgte mich bestens, wofür ich mich heute noch bei ihr bedanken möchte. Dies war sicher die Grundlage dafür, die späteren Hungerzeiten mit einer guten Unterlage besser zu überstehen.

Inzwischen wurde ich in die Zelle zu **Werner Keller** verlegt. Mit der Zusammenlegung war meine Stimmung gestiegen. Wir hielten uns gegenseitig bei Laune und waren sicher für das Kommende besser gerüstet. Andererseits war uns klar, dass durch die vollzogenen Unterschriften an eine Entlassung nicht zu denken war. Wir erfuhren auch, dass weitere Verhaftungen vorgenommen worden waren. Genaueres wussten wir allerdings nicht.

Am 19. September 1945 kam Bewegung in das Ganze. Da uns nun klar war, dass wir verlegt werden, ohne Angaben wohin, waren wir nur noch gespannt. Per LKW ging es nach Chemnitz ins Gefängnis am Kaßberg. Folgende Kameraden waren mit dabei: [Werner Keller](#), [Karlheinz Keller \(nicht verwandt\)](#), [Wolfgang Böhnert †](#), [Erwin Rösch](#), [Manfred Eger](#), [Randolf Keinert †](#), [Hans Eismann †](#), [Günter Berger †](#) und [Wolfgang Nicolaus](#).

Zum ersten Mal in unserem Leben sahen wir ein Gefängnis von innen. Es war deprimierend, als unschuldige Menschen einsitzen zu müssen und mit Verbrechern gleichgestellt zu werden. Wir wurden in verschiedenen Zellen untergebracht. Werner Keller und ich kamen mit zwei weiteren Kameraden in eine Zelle, in der bereits zwei Personen lagen. Eine davon war nach seiner Aussage der Bruder des bekannten Panzergenerals **Dr. Döring-Mantheuffel**. Er war angeklagt und arbeitete seine Verteidigungsrede im Kopf aus, trug das immer wieder laut vor und machte sich Stichworte auf seinem Uniformrevers. Er wurde später hingerichtet. Wir wurden nachdenklich, dass wir mit so einer Person auf eine Stufe gestellt wurden. Am nächsten Tag wurden unsere Köpfe kahlgeschoren. Jetzt sahen wir wirklich wie Verbrecher aus. Gegenseitig mussten wir über unser Aussehen lachen, so traurig wie alles war.

Nach kurzem Aufenthalt hieß es wieder Klamotten packen und fertig machen zum Transport. Dies geschah in Sekunden, wir hatten ja nur unsere Kleidung, die wir am Körper trugen. Am 21. September 1945 fuhren wir mit dem Bus über das völlig zer-

störte Dresden nach Bautzen. Wir landeten im Zuchthaus Bautzen, im sogenannten „Gelben Elend“. Wieder waren wir geschockt. Die russischen Bewacher nahmen uns schreiend und zum Teil schlagend in Empfang. Jeder einzelne Gefangene kam in die Aufnahme, wo wir registriert wurden. Auch Fingerabdrücke wurden von jedem genommen, damit die „Verbrecherkartei“ vollständig war. Anschließend wurden wir namentlich aufgerufen und gezählt, wie das Zählen ja für die Posten ein Ritual war. Damit es für sie leichter war zu zählen, mussten wir uns in Fünferreihen aufstellen. Auf Anhieb stimmte es nie, teilweise verstellten wir uns absichtlich und hatten dabei wenigstens ein bisschen Spaß.

Zunächst kamen wir in Baracken, wo wir einigermaßen gut untergebracht waren - allerdings nur für wenige Tage. Wieder war Zählappell und wir mussten aus den Baracken ins Innere des Komplexes. Wir wurden in einen Riesensaal verlegt, wo etwa fünf- bis sechshundert Personen hausten. Es war eine Katastrophe. Es gab nur ein WC und nur fünf Waschbecken. Man kann sich vorstellen, was da morgens für ein Chaos herrschte. Man musste sich manchmal zwei Stunden anstellen, um seine Notdurft zu verrichten. Schlafen mussten wir Jugendlichen auf dem Betonfußboden, ohne Decke, nur mit der Kleidung. Nachts wurde es schon kalt und wir froren. Manfred Eger und ich demontierten heimlich die Heizkörperverkleidung, um uns wenigstens vor dem kalten Beton zu schützen. Viel brachte uns dies allerdings nicht.

Die Verkleidung bestand nur aus einem Holzrahmen mit Drahtgeflecht, was sich beim Drauflegen durchbog, und wir lagen trotzdem auf dem kalten Untergrund. Aber unsere Einbildung machte uns zufriedener.

Leider erwischte es unseren Kameraden Werner Keller mit einer starken Angina. Er tat uns sehr leid, helfen konnten wir ihm aber leider nicht. Er musste ins Zuchthauslazarett. Wir hatten keine Verbindung mehr mit ihm. Inzwischen trafen wir auch weitere Meeraner Leidensgenossen, u.a. **Oberst Werner Frank**.

Fritz Volk war auch in Bautzen, er kam nicht mit uns dorthin. Er musste ebenfalls ins Lazarett. Wir hörten, dass er Tbc habe. Leider konnte ich auch zu ihm keine Verbindung herstellen. Wir waren selbst innerhalb des Zuchthauses streng isoliert. Von den heutigen Verhältnissen in Zuchthäusern konnten wir nur träumen.

Die Tage und Nächte vergingen sehr langsam. Wir waren zum Nichtstun verurteilt. Tagsüber durften wir nur einen kurzen Rundgang in einem nochmals abgeteilten Stück des Hofes machen und uns ein bisschen bewegen. Nach kurzer Zeit wurden wir wieder wie eine Hammelherde in den Saal getrieben. Es war alles - im wahrsten Sinne des Wortes - viehisch.

Die Essensrationen waren so gehalten, dass wir wenigstens nicht umfielen. Auch Durst quälte uns ständig. Einmal am Tag erhielten wir warme Suppe, die mit viel Geschrei der Posten ausgegeben wurde. Einmal wurde ein hungriger, drängender Junge mit dem Kopf in die heiße Suppe getaucht. Mit hochrotem Kopf und voller Suppenreste tauchte er wieder auf. Er konnte sich nicht mehr beherrschen, so groß war der Hunger.

Nachts konnten wir nicht schlafen. Durch den ständigen Müßiggang waren wir ja auch nicht müde. Im Saal herrschte ständige Unruhe. Es war ununterbrochen Bewegung. Manche schnarchten, andere husteten. Tagsüber versuchte ich mich mit leichten Bewegungsübungen und ständigem Hin- und Hergehen einigermaßen fit zu halten. Das einzige kleine Fenster war ständig umlagert. Wir hatten von da aus eine sehr gute Sicht ins Land. Viele Spaziergänger liefen in weitem Abstand zum Zucht-

haus vorbei. Sie mochten ahnen, was sich im Inneren abspielte, wissen konnte es niemand.

Immer mehr Kameraden wurden krank. Es traten u.a. Fälle von Ruhr auf, davor hatten die Sowjets große Angst. Diese Kranken wurden sofort isoliert untergebracht. Epidemien konnte man auf keinen Fall gebrauchen. Um bei den Kameraden bleiben zu können, verschwiegen manche ihre Krankheit.

Das Zuchthaus füllte sich weiter und es waren laut „Parolen“ nahezu 6.000 Gefangene auf dem Gelände. Auch von Meerane kamen wieder einige hinzu. Erstaunt waren wir, dass auch Frauen darunter waren, so von Meerane **Erika Barthel** und zwei weitere Frauen. Kontakt konnten wir nicht herstellen. Die Frauen wurden im Frauenhaus untergebracht. Alle Teilbereiche waren immer abgeriegelt. Es war bereits Ende September und es wurde wieder von Transporten gesprochen. Die Kranken kämpften gegen ihre Krankheiten. Alle wollten möglichst raus, so auch Werner Keller. Mit Hilfe eines Sanitäters gelang es ihm, sich dem Transport, sehr stark geschwächt und immer noch krank, anzuschließen.

Am 8. Oktober 1945 mussten wir auf dem Hof antreten, wurden namentlich aufgerufen und zu einer Kolonne zusammengestellt. Wir waren froh, endlich dieses Zuchthaus verlassen zu können. Keiner konnte ahnen, dass auch für die Zukunft keine Besserung unserer Lage eintreten würde. Wir waren optimistisch und verließen das Zuchthaus zu Fuß. Die Kranken schleppten wir durch Einhaken mit, obwohl wir mit uns schon genug zu tun hatten. Auch Randolf Keinert war mit akuter Ruhr dabei.

Wir wurden auf dem Güterbahnhof von Bautzen in einen Güterzug verladen und abging's ins Ungewisse. Nach mehrstündiger, für die Kranken qualvoller Fahrt wurden wir auf freiem Feld ausgeladen. Wie wir später in Erfahrung brachten, war dies in der Nähe von Neuburxdorf. Mit großer Anstrengung schleppten wir uns in das vorge-sehene Lager Mühlberg an der Elbe. Es handelte sich um ein ehemaliges Kriegsgefangenenlager. Zum Teil wurde es kurz vor Kriegsende demontiert. Alles sah unfertig aus. Für uns standen aber genügend Baracken bereit, in die wir eingewiesen wurden. Leider wurden wir nicht gemeinsam untergebracht, konnten uns aber zu bestimmten Zeiten regelmäßig besuchen. Tagsüber waren wir immer mit allen Meeranern zusammen.

Die Baracken bestanden aus zwei Hälften und waren für jeweils 250 Personen vorgesehen. Es standen ein Waschraum und ein Innenklosett für die Nacht zur Verfügung. Die richtigen Latrinen befanden sich außerhalb und durften nur tagsüber benutzt werden. Es handelte sich um sogenannte „Donnerbalken“. Wir saßen wie die Hühner auf der Stange beim Verrichten der Notdurft. Es störte uns nicht sonderlich.

In der Nacht hatten wir gegenüber Bautzen doch die Möglichkeit, besser zu ruhen. Richtig schlafen konnten wir trotzdem nicht. Wir lagen auf Pritschen, die sich links und rechts der Barackenwände befanden, und zwar doppelstöckig. Auflagen hatten wir keine. Es gab nicht einmal Decken. Wir deckten uns mit den eigenen Kleidungsstücken zu. Im Organisieren waren wir nun schon etwas pffiger. Je nach Lage und Möglichkeit beschafften wir uns diverse Gegenstände. So fanden wir einmal leere Konservenbüchsen, die wir zu Essgefäßen umfunktionierten. Es gelang mir einmal bei einer Außenarbeit, einige leere Kartoffelsäcke mit ins Lager zu bringen. Ich verteilte sie an Kameraden und abends steckten wir den Unterkörper rein, so waren wir einigermaßen gut „verpackt“ für die Nacht. Wegen des vielen Ungeziefers kamen wir allerdings kaum zur Ruhe. Uns plagten Flöhe, Wanzen und Läuse. Es war grausam.

In bestimmten Intervallen mussten wir zur Entlausung. Nur kurz war die Wirkung. Im Gegenteil, wir hatten den Eindruck, dass sich die Viecher immer besser entwickelten.

Einige Tage nach unserer Einlieferung wurden wir zu verschiedenen Arbeiten herangezogen. So mussten wir tagelang Ziegelsteine schleppen, immer fünf Stück auf einmal. Das war für uns zum Einen sehr ungewohnt und zum Anderen auch eine schwere Arbeit. Dabei wurden wir ständig von den sowjetischen Posten angetrieben und geschlagen. Einmal schlug mir ein Bewacher mit einem Brett mit Nagel so auf den Kopf, dass er steckenblieb. Ich hatte große Schmerzen und verlor eine Menge Blut. Ich durfte aber nicht zum Lagerarzt. Solche Dinge wurden verschwiegen. Dann kam ich zum Vorkommando, welches zynischerweise einem deutschen **General Haenicke** unterstellt wurde. Es war keine allzu schwere Arbeit. Wir mussten die mit Jauche gefüllten Pferdewagen mit der Hand außerhalb des Lagers auf Felder fahren. Dies war eine Gelegenheit, vorsichtig mit der Außenwelt Verbindung aufzunehmen. Zum Beispiel gelang es mir, einen von mir geschriebenen Brief unbemerkt auf die Straße zu werfen. Der Brief kam tatsächlich bei meinen Eltern an. So wussten meine Angehörigen zum ersten Mal, wo ich mich aufhielt. Nach ein paar Tagen hörten wir, dass einige Mütter in weiter Entfernung vom Lager in einem Bauerngut übernachteten. Nun war ich beim Jauchefahren besonders wachsam. Tatsächlich waren sechs bis acht Mütter da, um uns Gegenstände und Lebensmittel zu überbringen.

Die Freude war riesengroß, als ich meine Mutter in die Arme schließen konnte. Sie verbarg ihr Entsetzen über mein Aussehen. Erst nach meiner Rückkehr sagte sie mir, was sie damals empfand. Wir hatten ja immer noch kahle Köpfe. Ich hatte mir ein Taschentuch um den Kopf gebunden, um den Schreck nicht noch größer werden zu lassen.

Alle Mitbringsel waren gut verpackt, zusätzlich in festen Kartonagen. Wir hatten immer Lattenroste dabei, um Pakete herein zu schmuggeln. Darauf wurde dann alles geworfen. So vermieden wir, dass die Pakete in den Jaucheresten lagen. Die unteren Schichten waren aber leider oft unbrauchbar.

Gott sei Dank ließ sich der Postenführer von meiner Mutter mit Zigaretten bestechen, sonst wäre wohl nicht alles so glatt verlaufen. Wir wurden nämlich meistens beim Hineinfahren ins Lager von der Wache kontrolliert. Erstaunlicherweise passierte an diesem Tag nichts und wir konnten uns alle seit langer Zeit wieder einmal freuen. Das war die letzte Begegnung mit meiner Mutter für fast fünf Jahre. Erst drei Jahre später erhielten meine Eltern von mir Post aus Sibirien.

Erwähnen muss ich noch, dass diese ganze Aktion wohl nur deshalb möglich wurde, weil Oberst Werner Frank die Erlaubnis hatte, vom Lager nach Meerane zu fahren. Er war mit meinen Eltern befreundet und hatte den Auftrag vom sowjetischen Kommandanten, Möbelstoffe für das Lagertheater zu beschaffen. Bei dieser Gelegenheit informierte er meine Eltern.

Lebenswichtig war vor allem warme Kleidung. Der Winter rückte allmählich näher und, wie wir am eigenen Körper später erfahren mussten, mit großer Intensität. Ab November hatten wir bereits Schnee und Kälte. Das Lager füllte sich bis zur Kapazitätsgrenze. Demnach hatte es nach uns noch weitere Verhaftungen gegeben. Die berufliche, politische und nach Alter gegliederte Zusammensetzung der Lagerinsassen war bunt zusammengewürfelt. Vom Soldaten bis zum General, vom Arbeiter bis zum Akademiker und vom 15jährigen bis zum fast 70jährigen war fast alles vertreten. Die Lagerleitung der Sowjets nahm eine Unterteilung in Abschnitte und Kompanien vor. Es gab auch eine deutsche Lagerleitung. Während meiner Anwesenheit im

Lager stand der Lagerleitung ein gewisser „Haller“ vor. Ein Teufel in Person. Er setzte die Befehle der sowjetischen Lagerleitung mit äußerster Brutalität durch. Er war bei uns verhasst. Die verantwortlichen Kompanieführer waren für die jeweiligen Baracken zuständig. Sie hatten innerhalb der Baracke einen sogenannten „Bunker“ für sich und die Burschen. Im Bunker war es immer warm und sicher gab es bei der Verpflegung in quantitativer Hinsicht keine Probleme. Eine weitere Unterteilung erfolgte in Zügen. Von da aus wurde auch die Arbeitseinteilung sowie die Verteilung der Verpflegung vorgenommen. Oberst Frank war auch Kompanieführer, allerdings in einer anderen Baracke. Von Zeit zu Zeit lud er mich dorthin ein und verpflegte mich dabei. Es kam nicht allzu oft vor, er wurde ja auch bespitzelt. Trotzdem half es mir sehr, mich physisch und psychisch etwas aufzubauen.

Die Krankheiten nahmen im Winterhalbjahr drastisch zu. Die ständige Unterernährung - wir erhielten am Tag dreiviertel Liter Wassersuppe und einen kleinen Kanten Brot - war die Hauptursache. Uns fehlten Vitamine, Fett und Fleisch. Alle zehn Tage erhielten wir lediglich einen Esslöffel Rohzucker. Die hauptsächlichsten Krankheiten waren Ruhr, Wassersucht, Dystrophie, Rose und Tuberkulose. Das Lazarett war überfüllt und bot ein grässliches Bild. Zu den schlechtesten Zeiten starben am Tag an die 50 Menschen.

Eine kurze Zeit gehörte ich dem Pietätskommando an und musste die Toten mit verscharren. Von einer Beerdigung konnte man nicht sprechen. Beim Hinaustragen aus dem Lager wurden die Toten lediglich mit Decken zugedeckt. Sie hatten einen Zettel mit ihrer Gefangenenummer zwischen den Zehen. Ansonsten waren sie nackt. Man schmiss sie in auf freiem Feld geschaufelte Gruben. Ein grausamer Anblick und jeder von uns machte sich so seine Gedanken, ob er wohl auch so enden würde. Bei mir bewirkte dies allerdings, dem Tod den Kampf anzusagen und noch stärker ums Überleben zu kämpfen.

Nach einiger Zeit war ich wieder ohne Beschäftigung. Etwas Abwechslung verschafften wir uns mit Schach- und Skatspielen. Außerdem hatten wir, wie bereits erwähnt, interessante Gesprächspartner. In dieser Zeit erfuhren wir auch viel von den intelligenten Mitgefangenen. So lernten wir einen Zigarettenvertreter der Firma Jasmatzy kennen, der durch gutes Organisationstalent der sowjetischen Lagerleitung verschiedene Dinge beschaffte. Unser Lagerkommandant hatte sich zum Ziel gesetzt, ein eigenes Theater zu bauen und dort vielfältige Stücke aufführen zu lassen. Die Theatergruppe bestand ausschließlich aus Gefangenen. Um das Theater schnell zu verwirklichen, war ihm jedes Mittel recht. So erwähnte ich bereits vorher die Beschaffung von Dekorationsstoff durch Werner Frank. Andere Utensilien wurden mit Hilfe von Zigaretten organisiert, die unser Freund Zigarettenvertreter für die Russen besorgte. Es dauerte nicht lange und der Theaterbetrieb lief. Dazu aber später noch mehr.

Zum Glück war auch Werner Frank mit dem Zigarettenvertreter Sch. befreundet: Sie machten sich beide Gedanken, wie sie uns Jungs helfen konnten. Inzwischen waren wir auf ein Mindestgewicht abgemagert. Die Hilfe kam dann auch. Plötzlich wurden wir zum Kartoffelschälkommando eingeteilt. Es waren ja täglich etwa 13.000 Gefangene zu verpflegen. Laut Dokument von Achim Kilian durchliefen das Lager Mühlberg vom 13.9.1945 bis 12.10.1948 21.835 Gefangene, 6.765 Menschen starben in Mühlberg. Einige Tausend durchliefen das Lager nur kurz, sodass die Sterbezahl noch gewichtiger wirkt.

Wir mussten nun täglich neun bis zehn Stunden Kartoffeln schälen und fragten uns, wo die denn bei der Qualität des Essens verarbeitet werden. Uns war es schließlich egal. Wir hatten einen sogenannten „Kanonenofen“ im Raum, auf dem wir heimlich geriebene Kartoffeln zu Suppe kochten. Erwischen durfte man uns dabei allerdings nicht. Obwohl der Raum feucht und kühl war, ging es uns doch nun etwas besser. Das Hungergefühl war etwas abgemildert. Die Arbeit war ungewohnt und die Hände schmerzten. So vergingen die Wochen.

Eines Tages wurde unser Glück noch größer. Wir kamen zur Arbeit direkt in die Küche. Wir wurden „Kesselputzer“. Unsere Aufgabe bestand darin, Essensreste aus den großen Kesseln zu schaben und diese anschließend gründlich zu säubern. Das Beste an allem war, dass wir uns satt essen durften. Anfangs waren wir derart unbotmässig, dass es uns nach dem Essen regelmäßig schlecht wurde. Das legte sich aber mit zunehmendem Sättigungsgefühl. Wir holten schnell auf und kamen immer besser in Schwung. Auch wurden wir leichtsinnig übermütig. Während einer sogenannten Mutprobe sollte ich beweisen, dass ich dem sowjetischen Kommandanten einen Eimer Wasser über die Füße kippe. Täglich kam nämlich die Küchenkontrolle. Da musste die Küche sauber gescheuert sein. Dabei floss natürlich eimerweise Wasser. So nahm ich Stellung vor der Eingangstür und mit dem Ruf „Achtung“ holte ich aus und kippte tatsächlich dem Kapitän einen Eimer Wasser über die Stiefel. Er wurde puterrot, brüllte kurz, wobei ich mich entschuldigte. Der Küchenchef bog aber alles wieder gerade und entschuldigte sich für mein „Missgeschick“. So war ich der Held, konnte aber auch im Karzer landen, aus dem man sehr geschwächt wieder herauskam. Vor allem hätte ich meinen guten Job verlieren können. Während dieser Zeit halfen wir ständig unseren hungernden Kameraden mit Brot aus. Auch für sie war demnach unsere Beschäftigung in der Küche ein Segen.

Sehr begehrt waren auch andere Handwerkerarbeiten. So gab es eine Lagertischlerei. In dieser kam unser Kamerad Manfred Eger unter. Es gab wohl auch dort höhere Rationen. Auch eine Schneiderei und eine Schuhmacherei existierten. Darüber hinaus gab es weitere gute Positionen wie Melder, Krankenpfleger, Arbeiten in der Kleiderkammer, in der Entlausungsanstalt und im Bad. Friseure wurden ebenfalls beschäftigt. Diese Positionen hatten doppelten Nutzen. Erstens hatte man eine Beschäftigung und zweitens mehr Essen. Absolute Könige waren die in der eigenen Bäckerei Beschäftigten.

Auf kulturellem Gebiet wurde nun sehr viel angekurbelt. So wurde im Zusammenhang mit dem Aufbau des Theaters eine Lagerkapelle unter der Leitung von [Hans Hackemesser](#) gebildet. Es waren alles hervorragende Musiker. Auch außerhalb des Lagers und vor allem vor den sowjetischen Offizieren mussten sie oft auftreten. Es war ein Kunstgenuss, diesem Orchester zuzuhören. Ab und zu durften wir Veranstaltungen im Theater besuchen. Vom Schauspiel über die Operette wurde alles geboten. Für kurze Zeit wurden wir vom eigenen schweren Schicksal etwas abgelenkt. Die Erlebnisse wirkten lange nach und boten gleichzeitig breiten Gesprächsstoff nach den Vorstellungen. Auch ein Lagerchor wurde gebildet. Dieser bot für viele die Gelegenheit, sich selbst kulturell zu betätigen.

Dennoch kreisten die Gedanken immer wieder um die Entlassung. Besonders schlimm war es um die Weihnachtszeit. Aber auch da wurde etwas auf die Beine gestellt. Innerhalb der Kompanie wurde eine Weihnachtsfeier durchgeführt. Es war immer sehr schaurig schön. Neben dem Hunger, der uns quälte, war es in den Baracken zudem noch sehr kalt. In der Mitte des Raumes stand lediglich ein aus

Steinen gemauerter langer Ofen, der mit einer Eisenplatte belegt war. Alles drängte sich um die Feuerstätte, um einen Hauch Wärme zu erheischen. Es wurde ja nicht ständig geheizt, dazu reichte das Heizmaterial nicht. Da das Lagergelände sich auf freiem Feld befand - ohne natürlichen Schutz - konnten wir uns tagsüber kaum noch im Freien aufhalten. Trotzdem drehte ich teilweise ganz allein meine Runden und kam dann durchgefroren in die Baracke zurück.

Im Lager befand sich auch eine Frauenabteilung. Wir waren jedoch streng von diesem Lagerteil getrennt. Er war gesondert eingezäunt, wodurch wir keinerlei Verbindung nach dort hatten. Es wäre ja ohnehin verboten gewesen, Kontakt aufzunehmen. So wussten wir auch nicht, ob Meeraner Frauen dort waren. Nach meiner Rückkehr erfuhr ich erst, dass diese nach meinem Abtransport nach Sibirien doch noch - aus Jamlitz kommend - dort gelandet sind. Im Jahre 1948 wurden sie entlassen. Leider wusste ich in Mühlberg auch nicht, wo unser Kamerad Fritz Volk geblieben ist. Das letzte Mal sah ich ihn völlig abgemagert aus einem Zellenfenster uns zuwinken. Es war für uns bedrückend, dass er nicht gemeinsam mit uns fortgebracht wurde. Wir handelten nämlich immer unter der Devise: „Alle für Einen und Einer für alle“. Über seine weitere Existenz berichte ich im zweiten Teil meiner Ausführungen.

Anfang 1946 wurde ich wegen einer starken Angina für eine Woche ins Lazarett eingewiesen. Es gab weder Medikamente noch andere Behandlungen. Bestenfalls bekam man Umschläge. Jedoch muss ich der Ehrlichkeit wegen sagen, dass es zu dieser Zeit noch einigermaßen erträglich war. Ich fühlte mich den Umständen entsprechend ganz wohl. Zu späteren Zeiten war es im Lazarett unmenschlich. Die Kranken lagen ebenfalls in großen Baracken, die zudem stets überbelegt waren. Besuchsweise hatte ich die Gelegenheit, die miserablen Zustände kennenzulernen. Ich war befreundet mit einem Crimmitschauer Lehrer namens **Körner**. Dieser hatte Furunkulose. Es juckte an der Wunde derart, dass er mich bat, die Binde abzunehmen. Ein entsetzlicher Anblick und Gestank, alles voller Maden. Linderung konnte ich ihm nur verschaffen, indem ich die Wunde mit seinem Esslöffel von den Maden und dem Eiter befreite. Die Sanitäter waren überfordert. Mein Freund starb dann auch in Mühlberg. Die Angehörigen hatten immer noch Hoffnung. Es gab ja keine Todesnachrichten. Erst nach meiner Rückkehr aus Sibirien habe ich die traurige Mitteilung überbringen können. Da schrieben wir bereits das Jahr 1950. Für mich war das ein sehr trauriger Besuch.

Viele der Kranken waren so kraftlos, dass sie nicht mehr auf ihre Liegestätte klettern konnten. Es waren die gleichen Doppelpritschen wie bei uns. Es sind dort Tausende regelrecht verheizt worden. Wir stellten uns oft die Frage, was diese Menschen und wir verbrochen haben, um solch ein Leid ertragen zu müssen.

Die sowjetischen Bewacher dachten sich immer neue Schikanen aus. Eines Nachts peitschten Schüsse durch unsere Baracken. Zuerst wurde von außen durch die Barackenwände gefeuert. Wir lagen auf unseren Pritschen und schliefen. Wir wussten nicht, was vorging und schützten uns so gut wie möglich. Dann drang eine Horde Soldaten in die Baracken und schlug wahllos auf uns ein.

Auch mich erwischte es, als ich – schlaftrunken – sehen wollte, was los ist. Sofort bekam ich mit dem Gewehrkolben einen Schlag auf den Kopf. Voller Wut spuckte ich dem Soldaten ins Gesicht und schlug ebenfalls zu. Sofort ließ er von mir ab und zog sich zurück. Wir machten regelrecht eine Revolte. Daraufhin zogen sie wieder brüllend ab. Den Grund dieses Überfalls weiß ich heute noch nicht zu deuten. Unser Kompanieführer beschwerte sich am nächsten Tag beim deutschen Lagerleiter, aber

der unternahm nichts. Am darauffolgenden Tag beseitigten wir die Schäden und alles ging wieder seinen gewohnten Gang.

Was wir damals nicht wussten, haben wir erst jetzt erfahren:

Mühlberg war das Speziallager Nr. 1 des NKWD/MWD der UdSSR. Alle Befehle und Richtlinien kamen direkt von Moskau. Alles wurde dort genau registriert. Es gab auch Vermerke auf den Lagerlisten über das Ableben. Nur erfahren hat keiner etwas. Erst durch den persönlichen Einsatz des bereits erwähnten Mitgefangenen Achim Kilian kam Licht in diese Sache. Er hat es geschafft, in Moskau persönlich im Archiv des NKWD Einsicht in die Unterlagen zu nehmen und teilweise Kopien zu erhalten. Er setzte dabei sehr viel aufs Spiel. - Lieber Achim, vielen Dank dafür. - Er übergab mir sogar Transportlisten über unseren Transport nach Sibirien. Allerdings war dies nur durch die gute Mithilfe der russischen Archivarin möglich.

Die Monate vergingen für uns sehr zäh, alles blieb wie es war. Die Sterbezahlen verringerten sich auch nicht im Frühjahr und Sommer. Die nun schon lange Hungerzeit forderte Tribut. Die Verpflegungssätze wurden trotz Unterernährung beibehalten. Wir hatten alle keine Hoffnung mehr, je wieder aus diesem Lager herauszukommen. Wir von der Küche hatten immer noch das Glück, uns satt essen zu können. Wir unterstützten unsere Kameraden, so gut es ging. Leider war dies keine umfassende Hilfe. Sie verloren wie alle anderen zusehends an Kraft. Uns ging es in dieser Hinsicht bedeutend besser und wir blieben bei Kräften, wodurch wir doch optimistischer blieben. Trotzdem rechneten auch wir nicht mit einer baldigen Heimkehr. An Flucht war überhaupt nicht zu denken. Wir waren durch Zäune und Zwischenzonen derart gesichert, dass bereits die Annäherung zum Zaun Schüsse ausgelöst hätte. Außerdem waren ständig scharfe Hunde in Zaunnähe außerhalb des Lagers angriffsbereit. Andere Möglichkeiten gab es nicht, durften wir doch nie das Lager verlassen und Außenarbeiten gab es kaum noch.

Das Bewachungssystem erfolgte streng nach dem sowjetischen Prinzip für Straflager des NKWD. Die Weisungen von Stalin wurden konsequent und brutal durchgesetzt. Die Korruption der Offiziere trieb ihre Blüten. Alle versuchten sich zu bereichern. An der Spitze stand auch in dieser Hinsicht der sowjetische Lagerkommandant. Er hatte sogar eine Gefangene als Geliebte. Je höher der Dienstgrad, umso größer die Macht. Für die Offiziere wurde nur das Beste in der Küche gekocht, überwiegend zu Lasten der Verpflegung der Gefangenen.

Das Jahr 1946 verging ohne Hoffnungsschimmer auf eine baldige Heimkehr. Weihnachten „feierten“ wir das zweite Mal in der Gefangenschaft. Wir trösteten uns gegenseitig und bauten uns dadurch etwas auf. Die Gerüchteküche kochte wieder einmal auf Volldampf. Viel Gerede gab es von Entlassungen. Nichts davon war eingetreten, alles platzte wie Seifenblasen. Alles war nur Wunschdenken.

Nach dem Weihnachtsfest bewegte sich doch etwas. Es wurden Gesundheitsuntersuchungen bei allen Häftlingen durchgeführt. Sehr intensiv waren diese allerdings nicht. Die Hauptsache war, man hatte ein festes Gesäß. Wir bemühten uns besonders gut abzuschneiden, sahen wir doch hier eine kleine Chance, aus diesem Todeslager herauszukommen. Die erste Auswahl überstanden wir. Eine zweite Untersuchung folgte, die etwas gründlicher war. Inzwischen hörten wir auch von einem Arbeitslager, wohin wir deportiert werden sollten. Der Bestimmungsort war für uns selbstverständlich unbekannt. Einige sprachen von Baku, aber auch hier war der Wunsch der Vater des Gedankens. Wir wurden mit Winterkleidung versorgt und

dachten schon nicht mehr an den Süden. Dennoch waren wir froh, das Todeslager lebend verlassen zu können.

Am 7. Februar 1947 war es dann soweit. Wieder einmal wurden wir auf freiem Feld in Viehwaggons verladen. Unserem Trupp von 800 Mann schlossen sich noch 200 Personen aus dem Zuchthaus Torgau an. Wir glaubten fest, dass es nun nicht mehr schlimmer kommen konnte. Zu viel hatten wir in der Gefangenschaft schon erlebt. Bedenklich stimmte uns, dass von 11.000 bis 12.000 Gefangenen nur 800 für eine Arbeit tauglich waren. Wir hofften alle, ein gutes Los gezogen zu haben. Schon bald wurden wir eines Besseren belehrt und mussten weiter mit aller Kraft ums Überleben kämpfen.

Es ging Richtung Osten und schon bald lernten wir Sibirien kennen. Viele blieben bereits beim Transport auf der Strecke. Betrüblich stimmte uns, dass wir von den anderen Kameraden getrennt wurden. Auch von Fritz Volk haben wir nichts mehr gehört und gesehen. Erst in Sibirien musste ich eine traurige Feststellung machen. Dazu und zum Aufenthalt in Sibirien werde ich im zweiten Teil meiner Aufzeichnungen noch genauer berichten.

Folgende Meeraner Kameraden traten die "Reise" von Mühlberg nach Sibirien an:

- Werner Keller, Jahrgang 1928
- Georg Schmidt, Jahrgang 1928
- Erwin Rösch, Jahrgang 1928
- Karlheinz Keller, Jahrgang 1929
- Wolfgang Böhnert, Jahrgang 1928.

Deportation vom Lager Mühlberg nach Sibirien

Die Situation im Lager Mühlberg hatte sich von Monat zu Monat verschlechtert. Man hörte Zahlen von 4.000 bis 5.000 Toten im Zeitraum von Oktober 1945 bis Januar 1947. Wir waren eine Gruppe von zehn Jugendlichen aus Meerane in Sachsen zwischen 17 und 18 Jahren. Alle wurden von der damaligen sowjetischen Geheimpolizei GPU mit dem Vorwurf einer Verwölfätigkeit verhaftet, was jedoch nicht den Tatsachen entsprach. Allerdings waren wir alle Hitlerjugend-Führer.

Als im Januar 1947 gemunkelt wurde, dass ein Transport für einen Arbeitseinsatz zusammengestellt wird, erkannten wir alle, dass nur dieser Transport aus dem Todeslager führen kann. Dem Transport gingen ärztliche Untersuchungen voraus. Diese wurden sehr oberflächlich durchgeführt. Die Hauptsache für die Reisefähigkeit war, dass man ein relativ kräftiges Gesäß besaß. Jedenfalls wurden nur fünf Kameraden für tauglich befunden.

Am 7. Februar 1947 ging es in die Waggons. Die Gerüchte überschlugen sich. Viele behaupteten, es ginge nach Baku. Ich war da allerdings etwas pessimistischer und vertrat die Meinung, dass wir wohl nach Sibirien kommen werden. Leider sollte ich Recht behalten.

Nach dramatischer Eisenbahnfahrt im Viehwaggon mit 40 Personen, wovon viele starben und einfach bei der nächsten Bahnstation auf dem Bahnhofsgelände abge-

legt wurden, trafen wir schließlich völlig entkräftet am 13. März 1947 in Anshero-Sudshensk ein. Nun waren wir doch in Sibirien gelandet. Die meisten von uns fielen aus dem Waggon und konnten sich nur mit Mühe aufrichten. Am meisten litten wir neben Hunger an sehr großem Durst. Hauptverpflegung auf dem Transport waren sogenannte „Stalinknochen“. Das war getrocknetes Brot, was sehr großen Durst verursachte. Nun mussten wir in unserem schlechten Zustand nach meiner Schätzung noch etwa fünf bis sechs Kilometer zu Fuß zum Lager zurücklegen.

Untergebracht waren wir in Zimmern, die mit etwa 15 Personen belegt wurden. Gegenüber Mühlberg war die Unterkunft relativ gut. Allerdings quälten uns im Sommer Wanzen und Läuse zuhauf. Das waren wir aber von Mühlberg schon gewöhnt. Im Winter war die Kälte zum Teil im Raum sehr groß. Bei Außentemperaturen von minus 60 Grad lag die Zimmertemperatur bei minus 10 und zum Teil nur bei minus 15 Grad. Um uns einigermaßen warm zu halten, schiefen wir zu dritt unter drei Decken.

Nach Tagen wurden wir erneut untersucht und bei Tauglichkeit zur Arbeit im Kohleschacht Nr. 15 eingesetzt. Anfangs war ich als Holzschlepper eingeteilt. Das war eine sehr schwere Arbeit, musste doch das schwere Holz bis vor Ort mittels Seil geschleppt werden. Zeitweise hatte ich eine Zwischenstrecke von nur geringer Höhe zu passieren. Dies ging nur im Kriechgang und auf Knien. Meine Schulterblätter und die Knie waren wochenlang angeschwollen.

Die russischen Arbeiter verhielten sich anfangs uns gegenüber unfreundlich. Die Propaganda hatte wesentlich dazu beigetragen. Später änderte sich das wesentlich. Je besser unsere Sprachkenntnisse wurden, umso freundlicher waren auch die Menschen.

Meine beste Zeit hatte ich als Hauer. Teilweise wurden mir russische Helfer zugeteilt. Auch erhielten wir bei Übererfüllung der Normen Geld ausgezahlt. Als Hauer verdiente ich zum Teil bis 1.200 Rubel, jedoch nur bei sehr hoher Normerfüllung. Wir erhielten allerdings monatlich nur 150 Rubel ausgezahlt. Das geschah nach folgender Regelung: Von der errechneten Beträgen wurden grundsätzlich 457 Rubel abgezogen, 257 Rubel waren Wiedergutmachungsleistungen für durch den Krieg eingetretene Schäden und 200 Rubel Lagergeld, was unsere Kosten für Unterbringung und Verpflegung decken sollte. Auch für nicht arbeitsfähige Kameraden wurde ein Teil abgezweigt. Kopeken wurden grundsätzlich nicht ausgezahlt, es wurde immer nach unten abgerundet. Durch die Auszahlung des Geldes konnten wir uns aus dem im Lager befindlichen Magazin Brot, Zucker und sogenannte Margarine kaufen und so unsere Verpflegung erheblich aufbessern. Ein Kilogramm Brot kostete nach meiner Erinnerung 320 Rubel.

Die Verpflegung, die uns gereicht wurde, war sehr mager. So haben wir die ganzen Jahre kein Gramm Wurst, Fett oder andere Zukost erhalten. Sie bestand aus drei Viertel Liter Suppe minderer Qualität. Ein Festessen war immer ein Brei, der sich Kascha nannte. Diesen erhielten wir aber sehr selten. Zur Weißkrauternte erhielten wir wochenlang nur „Kapusta“, eine dünne Weißkrautsuppe. Die Brotsätze betrugen bei Arbeit über Tage 600 Gramm, Schachtarbeiter 900 Gramm und Hauer erhielten täglich 1.200 Gramm. Dazu gab es immer einen Esslöffel Zucker, meist braune Melasse.

Die Schachtarbeiter waren in drei Kompanien eingeteilt. Die dritte Kompanie, der ich angehörte, bestand aus Jugendlichen. Es wurde im Dreischicht-System gearbeitet. Die dritte Schicht begann zum Beispiel nachts um 24 Uhr. Das bedeutete, dass wir

bereits um 21 Uhr vom Lager abmarschieren mussten, um gegen 23 Uhr in den Schacht einfahren zu können. Beim Einfahren in den Schacht gab es immer großes Gedränge am Fahrstuhl. Teilweise wurde sich mit Schlägen ein günstiger Platz verschafft. Wir waren grundsätzlich die deutschen Faschisten und wichen anfangs zurück. Nach einem Jahr ließen wir uns nichts mehr gefallen und schlugen zurück. Dadurch genossen wir viel mehr Respekt und wurden als gleichwertige Arbeiter anerkannt. Das gipfelte sogar darin, dass ich für meinen russischen Meister die Arbeitseinteilung auch für die russischen Arbeiter vornehmen durfte.

Einmal wurde ich während meiner Tätigkeit als Holzschlepper schwer verletzt. Die in den Schacht gelangten Hölzer waren im Winter durchgefroren. Zum Anziehen der Hölzer besaßen wir sogenannte „Skapas“ – ähnlich -, wie bei uns auf dem Bau als Bauklammern bekannt. Beim Einschlagen in das Holz rutschte mir der Haken ab und ich schlug mir voll in den Unterschenkel. Ich wollte meinem Kameraden zur Hilfe kommen, da er wegen Kraftlosigkeit nicht mehr in der Lage war, seine Hölzer zu schleppen. Am nächsten Tag ging ich wieder zur Arbeit, da keine offene Wunde zu erkennen war. Bei der Arbeit im Laufe meiner Schicht schwoll mein Bein so stark an, dass ich nicht mehr auftreten konnte. Nur mit äußerster Energie erreichte ich den Fahrstuhlschacht und konnte mit Hilfe meines Kameraden ausfahren. Ich begab mich in den Waschraum und musste dort etwa zwei Stunden sitzen, bevor ich duschen konnte. Ins Lager wurde ich auf einem Stock sitzend getragen. Ich hatte entsetzliche Schmerzen. Man brachte mich sofort ins Lazarett. Mein Bein wurde ruhig gelegt. Am späten Abend hielt ich es nicht mehr aus. Nachdem ich den Sanitäter gebeten hatte, einen Arzt zu rufen, dieser aber nicht reagierte, riss ich mir die Wunde mit dem Fingernagel selbst auf, worauf dickflüssiger, schwarzer Eiter hervorquoll. Ich fiel dabei in Ohnmacht, hörte vorher noch unseren Lagerarzt Dr. Hugo Bettac laut schreien, weil ihn der Sanitäter nicht verständigt hatte. Nach sofortiger intensiver Behandlung habe ich es Dr. Bettac zu verdanken, dass mein Bein nicht amputiert werden musste. Die Behandlung im Lazarett war dank unseres Lagerarztes gut. Nach Wochen wurde ich als geheilt entlassen und konnte wieder im Schacht arbeiten. Dies war für mich sehr wichtig, da die zusätzliche Verpflegungsquelle unsere Überlebenschancen erhöhte.

Ein weiteres unangenehmes Erlebnis hatte ich im August 1948. Wir waren dabei, einen Luftschacht nach oben zur Erdoberfläche zu treiben. Nach wochenlang harter Arbeit sahen wir zur Nachtschicht, dass wir den Durchbruch nach oben geschafft hatten. Wir fühlten uns wohl und freuten uns, den Mondschein bei frischer Luft zu sehen. Nach kurzer Beratung mit meinen Kameraden beschlossen wir, den Weg zum Schachteingang über Tage zurückzulegen. Das Licht des Schachtturms wies uns den Weg. Wir waren frohgelaut, weil wir einmal ohne Gedränge in stickiger Luft aus dem Schacht gehen konnten. Nach einigen Minuten wurden wir von einer Postenkontrolle angerufen, wer wir seien und wo wir hinwollten. Ich gab auf russisch in der bekannten schnodderigen Art Antwort, dass wir Hauer seien und er uns in Ruhe lassen sollte. Der Posten - es waren zwei - musste mich aber als Deutschen erkannt haben und so wurden wir festgenommen. Wir mussten uns sofort in ein Kartoffelfeld legen und die Soldaten luden ihre Gewehre durch. Aus der Unterhaltung der beiden Posten konnte ich entnehmen, dass einer davon uns abknallen wollte. Der Gütigere kam zu mir und sagte, dass er uns nicht erschießen wolle, aber sein Kamerad. Er selbst wäre in Deutschland gewesen und hatte keinen schlechten Eindruck von uns. Er sei in Berlin gewesen und habe niemandem ein Leid angetan. Ich sagte nun zu ihm, dass auch ich eine Mutter habe, die auf mich wartet und hofft, dass ich bald nach Hause komme. Der Disput ging hin und her und wurde durch den hinzukom-

menden Postenführer unterbrochen. Er sagte zu den Soldaten, dass sie bei Fluchtversuch hätten sogleich schießen müssen, nun sei es zu spät.

Wir wurden zum Verhör in die Wachstube im Schachtgelände gebracht. Ich wurde zuerst vernommen, da ich russisch sprach. Uns wurde immer wieder vorgeworfen, dass wir fliehen wollten. Im Stillen hatte ich wohl hin und wieder diesen Gedanken. In dieser Situation war es allerdings nicht der Fall. Ich wurde von mehreren Soldaten zusammengeschlagen. Man nahm mir meine relativ schwere, eiserne, mit Glas eingefasste Schachtlampe vom Helm und schlug mir damit auf den Kopf, ganz abgesehen von den anderen Schlägen. Ich blutete sehr stark. Jetzt erst kam dem Verantwortlichen seine brutale Tat zum Bewusstsein. Er wollte mit mir sofort zum Schachtarzt. Ich beeilte mich nicht sehr, sondern ging erst einmal zum Duschen. Der Posten wurde immer aufgeregter, da das Blut in Strömen aus meinem Kopf floss. Auf dem Weg zum Arzt sagte er immer wieder zu mir, ich sollte berichten, mir sei ein Stein auf den Kopf gefallen. Dann würde er auch nicht verraten, dass ich nach seiner Meinung fliehen wollte. Schließlich ging ich den Kompromiss ein. Eine andere Möglichkeit hatte ich ohnehin nicht.

Mit meiner Kompanie ging ich dann zum Lager zurück. Sofort meldete ich mich beim Arzt. Die russische Schwester kündigte mich beim russischen Lagerarzt mit der Bemerkung an, dass jetzt der verfluchte Deutsche käme, der ausreißen wollte. Ich beschimpfte sie ebenfalls mit einigen üblichen russischen Schimpfworten. Dann schaltete sich unser Dr. Bettac ein, der sich solche Äußerungen einer russischen Schwester im Krankendienst verbäte. Er sei hier Lagerarzt und trage die Verantwortung. Sie erreichte aber beim russischen Arzt trotzdem, dass ich nicht krankgeschrieben wurde und mit dem Loch im Kopf am Abend wieder zur Arbeit gehen musste. Einflechten muss ich bei meiner Schilderung noch, dass mich meine russischen Arbeitskollegen aus der Wachstube sogar mit Gewalt befreit haben. Sie gingen mit ihren Beilen auf die Posten zu. Auch dadurch änderte sich die Situation zu meinen Gunsten.

Unsere Lage besserte sich zusehends. Es wurde ein Lagerchor gegründet, auch eine Fußballmannschaft aufgebaut. Mich sprach mein Kompanieführer an, ob ich nicht Lust verspüre, auch mit Sport zu treiben. So kam ich nach kurzer Zeit bereits in die Fußball-Lagerauswahl. Da ich von Kindheit an Fußball spielte, war mir dies eine willkommene Abwechslung. Wir trugen Spiele auch außerhalb unseres Lagers aus. Besondere Rivalität bestand immer bei Spielen gegen russische Mannschaften. Wir hatten sehr gute Spieler in unseren Reihen, die vorher in bekannten Mannschaften gespielt haben, wie HSV, 1. FC Köln, Döbelner SC usw. Wir zwei bis drei jungen Spieler waren namenlos, hielten aber gut mit. Unser Coach war der Lagerarzt Dr. Bettac. Wir hatten dadurch Vorteile. So erhielten wir bei Siegen immer ein für unsere Verhältnisse gutes Essen. Unser Politoffizier, der für den Sport zuständig war, setzte sich sehr für uns ein. Leider konnten wir entsprechend den klimatischen Bedingungen nur kurze Zeit im Jahr spielen. Bis Anfang Mai war noch Frost und im September begann die Schlammperiode.

Die Chortätigkeit nutzten wir, um eine gewisse angestaute Unzufriedenheit abzubauen. So mussten wir vor dem gesamten Offiziersstab und dem gesamten Lager einige Lieder zu Gehör bringen. U.a. sangen wir „Das Lied von Sibirien“. Die Offiziere waren begeistert und applaudierten mächtig. Wir hatten aber den Text total verändert und heraus kam eine einzige Anklage gegen das sozialistische System und die unberechtigte Verschleppung von uns nach Sibirien. Nicht beachtet hatten wir aber dabei, dass ein Offizier deutsch verstand. Wir wurden zur Rechenschaft gezogen. Man

war fest entschlossen, uns alle in den Karzer zu sperren. Auf längere Zeit hätten wir dies wohl nicht überstanden. Ausgerechnet unser Polit- und Sportoffizier setzte schließlich durch, dass wir mit einer Verwarnung davon kamen. Innerhalb des Lagers sangen wir allerdings immer wieder unser Lied (siehe Anhang 3).

Nach meiner Erinnerung muss es das Frühjahr 1949 gewesen sein, als wir nicht mehr im Kohleschacht arbeiten durften. Es hieß, dass lebensgefährliche Arbeiten von Kriegsgefangenen nicht ausgeführt werden dürfen. Man besann sich sehr spät. Auf einmal waren wir Kriegsgefangene, obwohl wir eindeutig politische Gefangene waren. Für uns konnte das nur gut sein. Gleich zeitig bedeutete dies allerdings auch, dass wir nunmehr den Witterungsunbilden noch stärker ausgesetzt waren. Außerdem erhielten wir nunmehr für unsere Arbeit kein Geld mehr ausgezahlt. Die Löhne über Tage waren ja weit niedriger als im Schacht. Hunger und Kälte im Winter und Hitze und Durst im Sommer wirkten wieder mit grausamer Brutalität. Es hieß damals, dass von unserer ursprünglichen Besetzung nur noch 25% gesund und arbeitsfähig seien, abgesehen von den Toten, die in dieser Relation allerdings inbegriffen waren.

Die Arbeit über Tage war ebenfalls schwer und ebenso gefährlich. Wir bauten an einem großen Kraftwerk, welches das gesamte Kusnezskbecken mit Strom versorgen sollte. Teilweise haben wir in 45 Meter Höhe Beton- und andere Bauarbeiten verrichten müssen. Für die manuelle Entladung von Zement und gefrorenem Sand wurden wir ebenso herangezogen. Nach der Entladung von Zement hatten wir immer Fieber. Luftwege und Poren waren danach immer verklebt. Trotzdem war das Arbeiten bei frischer Luft und bei Tageslicht der Gesundheit erheblich dienlicher.

Es muss im August 1949 gewesen sein, als Gerüchte von vorgesehenen Entlassungen unsere Hoffnung auf Heimkehr nährten. Eines Tages wurden wir auf den Lagerhof kommandiert. Es wurden alle Namen der Anwesenden verlesen. Die Mehrzahl musste nach links abtreten, die geringere Zahl nach rechts. Keiner konnte diese Maßnahme richtig deuten. Alle hofften aber, dass diese Aktion vielleicht eine Entlassung nach sich ziehen könnte. Unklar blieb allerdings immer wieder diese fragwürdige Trennung in zwei Gruppen. Nach einigen Tagen war es amtlich: Es begannen die Vorbereitungen zur Entlassung.

Inzwischen war auch geklärt, was es mit der Trennung auf sich hatte. Die kleinere Gruppe blieb im Lager und die Mehrzahl konnte nach Hause fahren. Leider verblieb ich mit nur noch wenigen Gefangenen im Lager, darunter auch meine Meeraner Kameraden. Uns war klar, dass wohl bei uns nun nicht mehr an eine Entlassung gedacht werden konnte.

Das Lager war mit den wenigen Verbliebenen nicht mehr lebensfähig. Offensichtlich wurde es aufgelöst, denn wir kamen in ein anderes Lager, einige hundert Kilometer östlich. Nach einer Tagesfahrt mit dem Zug landeten wir im damaligen Stalinsk, heute Nowokusnezsk. Als wir im Lager ankamen, hatten wir jeglichen Mut verloren. Wir erfuhren nämlich, dass sich im Lager viele SS-Leute und Österreicher - alles Offiziere - befanden. Wir wussten nicht, aus welchem Grund wir in dieses Lager gebracht wurden, redeten uns aber ein, dass wir unsere Heimat nie mehr wiedersehen würden. Bei den erlebten Praktiken der Sowjets in den vergangenen Jahren wäre dies auch kein Wunder.

Wir wurden in unsere Unterkünfte eingeteilt, die sich nicht wesentlich von denen des alten Lagers unterschieden. Trotzdem war alles für uns neu, allmählich gewöhnten wir uns aber ein. Auch die pessimistische Stimmung verflog zusehends. Bald hatte ich meine positive Lebensauffassung wiedergefunden.

Zur Arbeit wurden wir auf eine Großbaustelle eingewiesen. Die Arbeit war schwer. Aber einen Gefangenentrott hatten wir uns ja in den viele Jahren angewöhnt. Uns erschütterte nun überhaupt nichts mehr. Unser Ziel war das Überleben. Zwar musste immer einmal ein Kamerad aufgerichtet werden, aber den sogenannten Lagerkoller überwand die meisten. Viele Sorgen bereitete uns der kommende Winter. Es war zwar noch Sommer, aber die Gedanken, wie alles im Winter in diesem Lager werden sollte, ließen uns nicht mehr los.

Auf der Baustelle wurde mit Hochdruck gearbeitet, um einen gewissen Vorlauf für den Winter zu erreichen. Wir hofften jetzt wieder, dass dies der letzte Winter in Sibirien für uns sein möge. Unsere Lageroffiziere versprachen immer öfters, dass wir bald nach Hause kämen. Allerdings glaubten wir Ihnen nicht mehr, denn dies wurde uns bereits fast fünf Jahre immer wieder angekündigt.

Es war Anfang Oktober, der erste Frost meldete sich. Wir erhielten Winterkleidung. Es dauerte nicht mehr lange und es schneite. Es gab eine Festlegung, dass wir bis minus 40 Grad arbeiten mussten. Das war für uns sehr ungewohnt, hatten wir doch in der vergangenen Zeit wenigstens im Schacht Schutz vor den extremen Witterungsbedingungen. Es gab laufend Erfrierungen an den ungeschützten Körperteilen. Dabei hieß es ständig aufzupassen und die gefrorenen Stellen sofort mit Schnee zur Durchblutung einzureiben. Es passierte oft, dass zum Beispiel auf dem kurzem Weg von der Speisebaracke zur Unterkunft bei Unachtsamkeit Hände und Gesicht abgefroren waren. Wir beobachteten uns gegenseitig. Am kältesten war es im Februar. Da lag die Temperatur meistens bei über minus 60 Grad. Noch schlimmer als die Kälte war der sibirische Sturm, Burja genannt. An solchen Tagen war es nicht möglich, sich zu erwärmen. Der Sturm piff durch alle Räume. Er war so gewaltig, dass wir eingehakt in Fünferreihen marschierten, um nicht weggeblasen zu werden.

Wie bereits erwähnt, wurden wir stark bewacht. Als wir einmal vom Schachtgelände ins Lager marschierten, war der Sturm so mächtig, dass sich die Posten hilfeschreiend bemerkbar machten. Sie wurden vom Sturm über hundert Meter von uns abgetrieben. Sie wären bestimmt erfroren, wenn wir sie nicht "eingefangen" hätten. Vorher wurden wir ständig mit Schimpfworten bedacht. Nach diesem Vorfall waren sie freundlicher und ließen uns kleine Freiräume zu.

Auch diesen überharten Winter überstanden wir. Im Frühjahr wurde wieder von Entlassung gemunkelt. Wir glaubten an nichts mehr. Die Enttäuschung des letzten Jahres war zu groß. Es bestätigte sich dennoch und wir kamen zum Transport. An eine endgültige Heimkehr dachte trotzdem keiner von uns. Zu oft sind wir in dieser Hinsicht enttäuscht worden. Hoffnung schöpften wir dennoch, als wir zur Verladung kamen. Die Waggons wurden verschlossen. Nach fünf Jahren unter ständiger und strenger Bewachung konnten wir uns relativ frei bewegen. Der Zug rollte in Richtung Westen los. Die Stimmung stieg, als wir nach Tagen endlich den europäischen Teil der damaligen Sowjetunion bei Swerdlowsk erreichten und den Ural überquert hatten. Zügig ging es nun Richtung Moskau und Polen. Wir kontrollierten die Stationen und kannten den jeweiligen Standort genau. In Brest war dann halt. Die Waggons mussten von den Breitspurschienen auf die bei uns üblichen Schienenbreiten umgespurt werden. Wir wurden vom Bahnhof wieder in ein Lager gebracht. Das machte uns misstrauisch. Wir wurden aber ständig beruhigt mit dem Hinweis, dass ein Zwischenaufenthalt im Quarantänelager notwendig sei. In diesem Lager befand sich auch der Generalstab von Generalfeldmarschall Paulus, so wurde es jedenfalls erzählt. Zur Unterbringung des Generalstabes mussten einige Kamera den

ihre Zimmer räumen, was uns alle sehr empörte. Einmal mehr mussten wir konstatieren, dass gerade im Sozialismus große Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften gemacht wurden. Allerdings muss ich betonen, dass ich mich bei dieser Darlegung auf Äußerungen von Kameraden berufe.

Tage vergingen, ohne etwas von Entlassung zu merken. Wir wurden immer unruhi-ger und entschlossen uns, mit einem Hungerstreik eine Entscheidung zu erzwingen. Daraufhin wurden wir alle zusammengerufen. Ein Offizier erklärte uns, dass wir alle sehr bald nach Hause kämen.

Tatsächlich hatten wir uns nach zwei Tagen mit unseren wenigen Habseligkeiten am Lagertor einzufinden. Namentlich, und nach russischem Alphabet geordnet, erfolgte die Verlesung. Die Aufgerufenen mussten sich hinter dem Lagertor und damit hinter dem Bewachungszaun einordnen. Für diese stand die Weiterfahrt fest. Dies ging gut bis zum Buchstaben „S“. Nach „Schneider“ wurde mit dem Aufrufen aus für uns un-erfindlichen Gründen Schluss gemacht. Wahrscheinlich war eine gewisse Anzahl erreicht. Ich war unter den Glücklichen. Kurz nach mir schnappte die Falle zu und das hieß, dass alle nachfolgenden Personen bis zum Buchstaben „Z“ im Lager ver-blieben. Wir waren alle erschüttert. Jahre später erfuhr ich dann, dass diese Kame-raden weitere zwei Jahre in der Gefangenschaft blieben und erst im Jahr 1952 in die Heimat entlassen wurden.

Später traf ich einen dieser Kameraden. Er erzählte mir, dass sie im europäischen Teil der UdSSR als Waldarbeiter eingesetzt waren. Das war eben typisch für das damalige russische System: Versprechungen, Hinhaltepolitik und Unehrlichkeit. Das mag sich hoffentlich nun geändert haben.

Nachdem wir uns von unseren tieftraurigen, zurückgebliebenen Kameraden durch Winken über das bereits wieder verschlossene Lagertor verabschiedet hatten, wur-den wir noch am gleichen Tag in die bereitstehenden Waggons gebracht. Die Türen blieben nun für uns selbstverständlich wieder offen. Das war für uns das Zeichen, dass es weiter westwärts geht. Dennoch war unsere Devise, erst dann zu glauben wieder in Freiheit zu sein, wenn wir deutschen Boden unter den Füßen haben.

Nach einigen Zwischenaufenthalten in Polen trafen wir am 27. April 1950 übergluck-lich in Frankfurt/Oder ein. Vor Freude über die Heimkehr nach fast fünf Jahren grau-samer Gefangenschaft stieg ich, als wir die Oder überquerten, auf unseren Waggon und jubelte.

Wir wurden noch einmal in ein Quarantänelager gebracht. Dies nahmen wir gelassen hin. Jetzt konnte uns ja nicht mehr viel passieren. Wir waren in Deutschland. Nun warteten wir auf unsere Entlassungspapiere. Mein Entlassungsschein trägt das Da-tum vom 29. April 1950. Dazu erhielten wir eine Heimkehrer Unterstützung in Höhe von 20 DDR-Mark. Wir konnten uns in einem im Lager eingerichteten Laden der staatlichen Handelsorganisation (HO) Esswaren und Spirituosen kaufen. Einige Kameraden beschränkten sich auf das Letztere.

Geschlossen ging es zum Bahnhof. Die Bevölkerung jubelte uns zu. Seit vielen Jah-ren konnten wir nun als freie Menschen auftreten. Nach einem Nachtaufenthalt in Leipzig fuhr ich in den Morgenstunden mit eigenartigen Gefühlen alleine in meinen Heimatort Meerane. Meine Kameraden kamen erst zwei Tage später. Als ich gegen sechs Uhr die heimatlichen Straßen durch lief, konnte ich mein großes Glück, über-lebt zu haben, überhaupt noch nicht fassen. Wie viele Jahre inzwischen ins Land gegangen waren, verstand ist erst dann richtig, als mich nicht einmal meine Eltern

als ihren Sohn erkannten. Als Jüngling wurde ich verhaftet und als gereifter Mann kam ich glücklich wieder heim.

Meine Heimkehr kam für meine Angehörigen völlig überraschend. Das von mir auf-gegebene Telegramm kam erst zwei Tage nach meiner Ankunft an. Bis 1948 galt ich als vermisst. Dann durften wir in großen Abständen eine Karte schreiben. Unseren Aufenthaltsort konnten wir nicht angeben, nur die Lagernummer, die aber nicht über-setzbar war. Ab und zu erhielten wir auch Post von zu Hause. Das war immer ein Festakt. Alle mussten ihre Briefe gegenseitig vorlesen. Das gab uns immer wieder die Kraft durchzuhalten.

Wir fünf Meeraner Jugendlichen sind alle wieder gesund nach Hause zurück gekehrt. Allerdings nur die, welche im August 1945 verhaftet wurden. Erst in Bautzen erfuhren wir, dass unser Freund Fritz Volk ebenfalls unser Schicksal erlitt. Erst in Sibirien hör-ten wir wieder von ihm. Als ich am ersten Weihnachtsfeiertag 1949 meinen Kamera- den **Günter Stößer** aus Torgau begraben habe, dessen ich heute noch gedenke, fand ich auf dem Friedhof ein Grab mit Holzkreuz. Auf dem Kreuz stand der Name Fritz Volk, geboren 1928. Das konnte nur unser guter Kamerad Fritz gewesen sein. Offensichtlich hatte man ihn in ein anderes Lager gesteckt und er ist dort gestorben.

Nach meiner Rückkehr nahm ich sofort Verbindung mit seinen Eltern auf und infor-mierte sie über meine Wahrnehmungen. Durch eine neuerliche Verbindung mit sei-ner Schwester, Frau Liselotte Funke, erfuhr ich, dass der amtliche Bescheid über den Tod durch einen Bischof vorliegt. Diese Tatsache bewegt mich heute immer noch sehr. Gerade Fritz Volk war ein überragender Sportler und guter Kamerad. Er musste so früh sterben, wie so viele anderen Kameraden.

Die gesellschaftlichen Systeme haben sich nun Gott sei Dank radikal geändert. Begonnen hat der große freiheitliche Siegeszug im August 1989 und fand mit der Einheit des deutschen Vaterlandes seine Krönung.

Dank muss dabei an alle Politiker gesagt werden, die die große geschichtliche Chance voll nutzten und damit die Wiedervereinigung unseres Volkes herbeiführten. Als herausragende Persönlichkeiten müssen vor allem der damalige Außenminister Genscher und Bundeskanzler Kohl genannt werden. Aber auch andere Namen wie Brandt, von Weizsäcker, Gorbatschow und Präsident Bush dürfen nicht vergessen werden. Unvergessen sind aber vor allem die großen Massendemonstrationen, an den Millionen ehemaliger DDR-Bürger aktiv teilnahmen und die schließlich den Um-sturz unblutig erzwangen.

Durch diese gewaltigen geschichtlichen Veränderungen ist es möglich geworden, das ganze Ausmaß von verübten Verbrechen an unschuldigen und andersdenken-den Menschen öffentlich zu machen. Schließlich ist auch allen ehemaligen stalini-stisch Verfolgten Genugtuung widerfahren.

Mit meinen Aufzeichnungen wollte ich einen kleinen Beitrag zur Wahrheitsfindung leisten, auch angesichts der vielen Opfer. Nie darf ein derartiges Unrecht wieder an Menschen geschehen, dafür müssen alle freiheitsliebenden Menschen eintreten. Dabei muss über Grenzen hinweg gedacht und gehandelt werden, wie die Gegen-wart uns immer wieder beweist.

Ich versichere, dass ich alles meinem Erinnerungsvermögen entsprechend wahr-heitsgemäß aufgezeichnet habe. Meine noch lebenden Kameraden Werner Keller, Karlheinz Keller (nicht verwandt), Erwin Rösch können dies bestätigen.

Wir haben gemeinsam die „Sibirienreise“ überlebt. Leider war dies unserem Freund Fritz Volk nicht vergönnt Er ruht mit tausenden von Kameraden in Sibirien.

Lebenslauf Georg Schmidt

Am 23. März 1928 wurde ich in Meerane geboren. Die längste Zeit meiner Jugendjahre verbrachte ich mit Schwester und Bruder im von meinen Eltern bewirtschafteten „Schützenhaus“, einer großen Gaststätte in Meerane.

Nach meiner Schulentlassung absolvierte ich eine kaufmännische Lehre und besuchte gleichzeitig die Handelsschule in Meerane. Die Prüfung legte ich vor der Industrie- und Handelskammer in Chemnitz erfolgreich ab.

Das Ende des Krieges erlebte ich an der Ostgrenze Deutschlands und wurde noch von der Wehrmacht im Kampf gegen die vordringenden sowjetischen Truppen als Kriegsdienstverpflichteter eingesetzt. Von dort konnte ich mich in Richtung Heimat durchschlagen.

Am 24. August 1945 wurde ich von der GPU verhaftet und über die Gefängnisse Meerane, Chemnitz, Zuchthaus Bautzen und Lager Mühlberg Anfang 1947 nach Sibirien verschleppt.

Am 30. April 1950 wurde ich nach Hause entlassen.

Ich nahm eine kaufmännische Tätigkeit in einem Handelsbetrieb auf und qualifizierte mich weiter. Ein vierjähriges Wirtschaftsstudium absolvierte ich erfolgreich mit Staatsexamen. Bis zum Eintritt in den Ruhestand im Jahre 1991 war ich Jahrzehnte als Leiter eines Betriebsteiles im Großhandel tätig.

Verheiratet bin ich mit Frau Brigitte, geb. Walkowitsch. Wir haben einen gemeinsamen Sohn namens Kai.



Der Autor im Jahre 1950, ein Jahr nach seiner Rückkehr aus der russischen Gefangenschaft, und 1995.

Nachtrag: Georg Schmidt verstarb am **30.12.2011** in Meerane, wo er auch seine letzte Ruhestätte fand.

Anhang Georg Schmidt

Eine mir überlassene Transportliste, die auch meinen Namen enthält, füge ich bei. Ich habe diese übersetzt, ebenso einen Abfertigungsbericht der sowjetischen Transportbehörde³. Hier ist aufgeführt, wie die Rationen sein sollten. Leider war das nur Theorie. Wir konnten zum Beispiel kaum heizen, da nicht ausreichend Brennmaterial zur Verfügung stand. Dabei fuhren wir ja in immer kältere Regionen.

Auch die Verpflegungssätze waren bei weitem niedriger. Fleisch und Wurst wurden überhaupt nicht ausgegeben, warme Mahlzeiten in viel größeren Intervallen. Ferner sind beigefügt mein Entlassungsschein (Anhang 1), eine von mir an meine Eltern aus Sibirien geschriebene Karte (Anhang 2) und „Das Lied von Sibirien“ (Anhang 3).

Alles Niedergeschriebene kann nur als Grobdarstellung betrachtet werden. Sehr viele Details hätten den Rahmen gesprengt. Es sollte ein Rückblick sein, der auch für unsere Nachfolgegeneration nicht uninteressant sein dürfte.

Der Bericht wurde abgeschlossen am 18. Januar 1995.

ANHANG 1: Entlassungsschein

НКО—СССР
Воинская часть
Полевая почта
№ 61913
194 г.
Бывший военнопленный
Шмидт Георг
(фамилия, имя, отчество)
1928 года рождения освобожден из лагеря для военнопленных и следует по месту своего постоянного жительства в г.
Меране
Командир в/ч Советской Армии
Полевая почта № 61948
Г 2987 49

От карантина освобожден.
СПРАВКА
Р.
Место для печати

³ Aufgrund der Unlesbarkeit des Originals konnten die Dokumente hier nicht beigefügt werden.

Ministerium der Streitkräfte
UdSSR

Militäreinheit

Ehemaliger Kriegsgefangener

Feldpost-Nr. _____

AUSWEIS R.

Schmidt Georg Joh.
(Name, Vorname, Paternamen)

geboren am *1928* ist aus dem _____

Ministerium des Innern
Kriegsgefangenenlager _____ entlassen worden und befindet sich auf der
Heimreise _____

Murane

29. April 1950

Karten nach dem
Heimatort erhalten

Kommandeur der Einheit der Sowjetarmee

Feldpost-Nr. _____

Handwritten notes on the left:
Militäreinheit
Feldpost-Nr.
Heimkehrerunterstützung gezahlt
194
28. APR 1950
Deutsche Demokratische Republik
Ministerium des Innern
Kriegsgefangenenlager
Heimreise
Solidarität
Karten nach dem
Heimatort erhalten
(Stempel)

ANHANG 2: An die Eltern aus Sibirien geschriebene Karte

Sowjet - Union, am 29. 7. 49.

Meine Lieben!

Nach einer etwas längeren Unterbrechung als sonst, möchte ich Euch heute wieder einmal ein Lebenszeichen von mir senden. Ihr dürft mir nicht schlecht von mir denken, wenn ich Euch so lange warten ließ, aber daß die Schuld nicht bei mir liegt, seht Ihr ja an der veränderten Adresse. Leider habe ich von Euch auch lange keine Post erhalten, aber ich will stark hoffen, daß ich bei der nächsten Postverteilung auch wieder einer der glücklichen Empfänger bin. Vorigen Sonntag trafen bei uns die ersten Pakete aus Deutschland ein. Die Menge war groß. Seit langer Zeit wieder etwas Heimatliches. Seid mir vielmals gewünscht von einem ehemaligen

ANHANG 3:

Das Lied von Sibirien Bearbeitung: W. Keller

Getragen

Wahrscheinlich zwischen 1945 und 1948 im Lager Anshero-Sudshensk in Sibirien entstanden. Komponist und Texter unbekannt.

1. Vier Jahre gefangen, gefesselt,
vier Jahre nur Elend und Leid.
Ach Mutter, wann kommt einst die Stunde,
ach Mutter, wie bist Du so weit.
2. Gefangen, bewacht wie Verbrecher
in einsame Lande verbannt.
Da steh'n wir trotz Hunger und Kälte
an picke und Schaufel die Hand.
3. Den Worten der Älteren geglaubt,
dem schönsten der Jugend beraubt.
Ach Mutter, wann kommt einst die Stunde
ach Mutter, wie tust Du mir leid.
4. Für Reiche gekämpft und geblutet,
für Reiche gekämpft und geplagt.
Ach Mutter, wann kommt einst die Stunde,
ach Mutter, wann kommt einst der Tag?
5. Doch jetzt sind wir klüger geworden,
zum Teufel mit Kommiß und Krieg.
Den Frieden der Menschheit zu sichern,
das wird unser stolzester Sieg.

© Heike Leonhardt und Uwe Steinhoff
Internetdokumentation der Opfer des Lagers Mühlberg 1939 – 1948
Mehr Details: <http://www.lager-muehlberg.de>
Nichtkommerzielle Nutzung unter Angabe der Quelle gestattet.